

ern), so hat es doch auch wieder sein Gutes, daß uns je neue Bibelübersetzungen aus der Routine herausreißen und uns je neu dem eigentlich Gemeinten gegenüberstellen. – Inzwischen legt uns der eifrige Buchhändler noch weitere Neue Testamente zur Ansicht vor. Das erste ist wieder ein handliches und billiges, vom Pattloch-Verlag für die Massenverbreitung gedacht, das aber auch in einer besseren Ausgabe mit größerer Type vorliegt. Es ist das Neue Testament in der Übersetzung von Josef Kürzinger. Wer sich dieses Neue Testament kauft, hat eine Übersetzung, die sich auf solide Fachexegese stützt. Auch die Dünndruckausgabe des Herder-Verlags gehört in die Reihe der handlichen und wohlfeilen Taschenausgaben des Neuen Testamentes.

Für den Schluß hat uns der Buchhändler eine Überraschung aufbewahrt: ein ansehnliches Buch, das soeben bei Herder erschienen ist: die vier Evangelien in der Übersetzung von Friedrich Streicher. Der Verfasser wird vielen Lesern schon durch seine Ausgabe der Worte Jesu im Manesse-Verlag bekannt sein. Er hat die Worte Jesu nun in ihren Zusammenhang gestellt und bietet in der neuen Ausgabe den vollständigen Text der vier Evangelien. Die Übersetzung ist nach dem Urtext angefertigt und in Sinnzeilen gesetzt. In seinem Nachwort weist Streicher darauf hin, daß dies die ursprüngliche Schreibart des heiligen Textes gewesen ist. Aber er verfolgt dabei nicht primär ein gelehrtes Ziel: „Diese neue Übersetzung (schreibt er selbst) dient in erster Linie der Frömmigkeit und nicht der Wissenschaft. In ihrer Anlage bedeutet sie eine bewußte Rückkehr zur ehemals üblichen Kolometrie, d. h. zur Übertragung in Sinnzeilen.“ Die Anordnung des Textes in Sinnzeilen soll den Leser „zum lauten, langsamen und besinnlichen Lesen und zum Anhören des Wortes Gottes im engeren Familien- und Freundeskreise anregen“. Auch Streicher verzichtet auf die Verszählung und verweist den spärlichen Kommentar jeweils ans Ende der betreffenden Bücher.

Auf eine Eigenheit dieser neuesten Evangelienausgabe sei noch hingewiesen: Sie bringt die Worte des Herrn in diskretem Rotdruck. Sie sind das Herzstück des Evangeliums und werden so auch visuell eigens hervorgehoben. Eine Ausgabe, die dem Leser schon durch die ganze Druckgestaltung zum Bewußtsein bringt, daß er es hier nicht mit irgendeinem Buch, sondern mit dem Buch, mit dem Wort Gottes zu tun hat.

Wahrhaftig, man kann nicht leugnen, daß unsere katholischen Verlage sich alle Mühe geben, die Heilige Schrift in immer neuen, wohlfeilen aber auch gediegenen, würdigen und edel ausgestatteten Ausgaben herauszubringen. Man kann nur wünschen, daß unsere Gläubigen sich für diese eifrige Tätigkeit unserer Verleger interessieren, daß sie die Bibel kaufen und lesen. Dabei ist es sehr wichtig, daß man nicht irgendeine Bibel oder ein Neues Testament erwirbt, sondern eines, das uns zusagt, in dem wir gern lesen, das uns wirklich den Zugang zu Gottes Wort erschließt. Unser Buchhändler wird uns gewiß dabei behilflich sein, daß wir herausfinden, welche Ausgabe für uns persönlich die richtige ist.

Franz Hillig SJ

Heinrich Böll als Zeitkritiker

Zu den paradoxen Manifestationen der Freiheit, der wir uns hierzulande erfreuen, gehört der sogenannte Nonkonformismus als die modische Protesthaltung jener Intellektuellen, die mit dem Problem der Autorität nicht fertig werden. Er hat – wie sollte es anders sein? – auch in der jungen deutschen littérature engagée seinen Niederschlag gefunden, und der Erfolg dieser Bücher macht deutlich, daß das Gefühl des Unbehagens und Ungnügens weithin verbreitet ist.

Auch das erscheint paradox, denn nach der optimistischen Fortschrittsgläubigkeit unserer Zeit hätte ja die Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen, wie wir sie heute in noch nie da-

gewesenem Ausmaß erleben, eine entsprechende Erhöhung des allgemeinen Wohlbefindens bewirken müssen. Aber, um mit Joachim Bodamer zu sprechen, es zeigt sich, daß der Mensch „in einem höheren Verstand sich wahrscheinlich gar nicht wohl befindet, wenn er sich nur wohl befindet“¹.

Von den Schriftstellern, die diesen spezifischen Unlustgefühlen literarischen Ausdruck geben, ist zur Zeit besonders Heinrich Böll en vogue, der durch seinen Roman „Billard um halb zehn“ weithin bekannt wurde. Schon vorher war er mit Erzählungen, Hörspielen und Aufsätzen hervorgetreten, die uns nun in einer neuen Zusammenstellung vom Verlag präsentiert werden².

Man kann diese Veröffentlichung nur begrüßen, denn sie bietet Anlaß und Gelegenheit, sich jenseits der Diskussion über Böll als Vertreter moderner Literatur einmal kritisch mit dem polemischen Schriftsteller auseinanderzusetzen, als welcher er uns hier entgegentritt. Es ist klar, daß dabei nicht die Frage nach dem künstlerischen Rang und Wert seines Werkes, sondern nach Substanz und Berechtigung der darin enthaltenen Zeitkritik gestellt wird. Das erscheint um so notwendiger und dringlicher, als gerade die unbestreitbaren schriftstellerischen Qualitäten dieses Erfolgsautors seinen Aussagen auch dort Autorität verleihen, wo es sich nicht mehr um Literatur als Kunstform, sondern als Zeugnis und Stellungnahme zur Zeit handelt.

„Aus dem Aktuellen das Wirkliche zu erkennen, dazu müssen wir unsere Vorstellungskraft in Bewegung setzen, eine Kraft, die uns befähigt, uns ein Bild zu machen.“ So heißt es in dem Aufsatz „Der Zeitgenosse und die Wirklichkeit“ (344 ff.). Zunächst setzt der Verf. seine Vorstellungskraft in Bewegung, um uns „die Wirklichkeit“ in verschiedenen Bil-

dern anschaulich zu machen, das heißt: den Begriff der Wirklichkeit. Er vergleicht sie einem Besuch beim Zahnarzt, den man möglichst hinausschiebt, einem Brief, der an uns gerichtet ist, den wir aber ungeöffnet liegen lassen. Doch sie „ist eine Botschaft, die angenommen sein will“. „Wir sitzen auf dem Sekundenzeiger, der die Vergangenheit von der Zukunft trennt.“

Das ist ein hübsches Bild, und hübsch und gefällig klingt das alles. Glatt fließt die Sprache, um plastische Wendungen nicht verlegen, und wir lassen uns gern von ihr tragen. Aber wenn wir den Artikel zu Ende gelesen haben, es ist, als hätten wir nichts gelesen.

Daß es im russischen Eismeergebiet Millionen von Zwangsarbeitern gibt und daß die Entfesselung der Atomkraft die Menschheit mit totaler Vernichtung bedroht, was den verantwortlichen Forschern begreifliche Gewissensnöte bereitet: das sind die einzigen Tatsachen, die uns als Beispiele für „die Wirklichkeit“ gegeben werden. Wir kennen sie bereits. In ihnen, nämlich in der Bedrohung des Menschen durch kollektive Versklavung einerseits und durch atomare Vernichtung andererseits, ist allerdings die Wirklichkeit unserer Zeit treffend erfaßt, jene furchtbare Wirklichkeit, die dadurch, daß wir vorläufig vor der einen Drohung nur durch die andere bewahrt werden, nichts von ihrem apokalyptischen Grauen verliert. Aber wie sollen wir diesen Brief öffnen? „Es geht um Leben und Tod“, damit schließt der Aufsatz, und der Zeitgenosse, ermahnt, die Botschaft anzunehmen, hat nichts Neues erfahren. Nach wie vor sieht er sich darauf verwiesen, mit einer „Wirklichkeit“ zu leben, die alle Züge des Unwirklichen trägt, und der er nichts anderes entgegensetzen kann als die unverzagte Bewährung seines Menschentums in jener Wirklichkeit des Alltags, die seine eigene ist.

Auch ihr widmet sich Böll, und nach dem Ausflug ins allzu Allgemeine finden wir ihn in dem Aufsatz „Hierzulande“ (429 ff.) temperamentvoll mit dem Alltag beschäftigt. Mit dem All-

¹ Joachim Bodamer, *Der Mensch ohne Ich*, Freiburg 1958, 61.

² Heinrich Böll, *Erzählungen, Hörspiele, Aufsätze*, Köln 1961.

tag in „diesem gemischten Gebilde, das Bundesrepublik heißt“. Ein „ungenaueres Land“ nennt er es, über das genaue Auskunft zu geben er einem Besucher aus dem Ausland gegenüber nicht fähig gewesen sei. Auf der nächtlichen Fahrt zum Bahnhof vernehmen wir, was alles faul ist im Staat.

Natürlich gibt es noch Nazis in diesem Land, denn: „hatten Sie erwartet, ein nacktes Datum, der 8. Mai 1945, habe die Menschen verwandelt?“ Daß sie im Krieg besiegt worden sind, wollen die Deutschen noch immer nicht wahrhaben, „sie sprechen nur vom Zusammenbruch“. Verschwendungssucht und kleinliche Sparsamkeit, beides wird ihnen gleich mißbilligend vorgehalten. „Umsatz ist alles“, zugleich aber: „Rechnen zu können gilt fast als ein Makel“. „Wir sind ein Volk von Verbrauchern.“ Versicherungspaläste, provozierenderweise auch noch nachts angestrahlt, bieten Anlaß zu bissigen Bemerkungen über Modus und Ergebnis der Währungsreform. Vergleichsweise ist dabei auch von der „DDR“ (aber ohne Anführungszeichen) die Rede, der jedoch herabsetzende Apotrophierungen erspart bleiben. Der Taxichauffeur mißfällt wegen der „Liebedienerei“, mit der er auf das unerwartet hohe Trinkgeld reagiert. „Man weiß in diesem Land Großzügigkeit so wenig zu schätzen wie Sparsamkeit.“

„Kein Wunder in einem Land, wo Armut weder mystische Heimat noch Station zum Klassenkampf mehr ist.“ Diese interessante Formulierung ist offenbar ein Lieblingsfund. Wir begegnen ihr noch an anderer Stelle (412), ohne indessen zu erfahren, was sie eigentlich bedeuten soll.

Nachdem der Besucher, der nicht weiter zu Wort gekommen ist, ihn verlassen hat, setzt sich der Autor zu Hause sogleich hin und schreibt sich seinen ganzen Zorn vom Herzen. Hemmungslos sprudelt es heraus, was diese Deutschen für miserable, opportunistische, gefühllose Wesen sind. „Die Erinnerung an den Tod des Nachbarn ist keiner Handbewegung wert.“ „Die Preise für ein Herz und ein Gewissen fallen.“ Und,

schrecklich: „sie haben weder Angst vor Adenauer noch vor Ollenhauer!“

Es erübrigt sich, auf diesen Ausbruch weiter einzugehen. Böll als „zorniger junger Mann“ – das hätte der Verlag ihm und uns ersparen sollen.

Auch von einigen der frühen Erzählungen möchte man das sagen. Sie sind nur insofern von Interesse, als an ihnen im Vergleich zu späteren Arbeiten das Wachstum des Autors erkennbar wird. Die Töne werden echter, aber eine gewisse Klischeehaftigkeit der Personen will sich nicht verlieren. Für unsere Frage, nämlich die Frage nach der Substanz der Böllschen Zeitkritik, können sie außer Betracht bleiben. Wenden wir uns den Hörspielen zu.

„Zum Tee bei Dr. Borsig“ (212 ff.) ist ein junger Schriftsteller geladen, den ein Konzerngewaltiger als eine Art Werbetexter in Aussicht genommen hat. Bei diesem Tee soll das Geschäft perfekt werden. Obwohl von seiner Braut wortreich beschwört, sich nicht zu verkaufen, geht der junge Mann trotzdem hin, lehnt aber das Angebot schließlich ab. Prokolorit, ein Mittel gegen Farbenblindheit, muß nun sehen wie es sich ohne ihn verkauft.

„Selbst wenn ich wollte, ich könnte es nicht: ich sehe sie, sehe die Leute, die auf meine Geschichte hin 2,10 Mark auf irgendeine Theke legen: Geld, für das sie hätten Brot kaufen, ins Kino gehen oder Zigaretten holen können“ – so spricht er zu Franziska, der Braut, und sie erwidert: „ich hatte Angst, aber die ganze Zeit über habe ich gehofft auf das, was jetzt erfüllt worden ist: daß der zurückkommen sollte, für den ich dich hielt“.

„Die Spurlosen“ (296 ff.) sind eine Bande von Bankräubern, die soeben wieder einen großen Coup gelandet haben. Um der plötzlich schwer erkrankten Frau eines Komplizen das Sakrament zu spenden, wird ein Priester kurzerhand entführt. Doch die Krankheit wendet sich nicht zum Tod, sondern zur Genesung, und bis dahin wird der junge Kaplan im Versteck der Gangster festgehalten. Man ist recht höflich, ja freund-

lich zueinander, es sind alles gebildete Leute, und mit der jungen Frau versteht der Geistliche sich sogar „glänzend“. Sie erzählt ihm von dem idyllischen Eiland, wo sie mit ihren Familien hausen – ehemalige U-Boot-Deserteure des letzten Krieges.

Vielleicht will er sogar mitfliehen? „Sie würden Religionsunterricht am Strand geben, in den Sand schreiben: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer des Himmels und der Erde.“ Dieses Angebot lehnt er ab, verspricht aber, die Flucht durch sein Schweigen zu decken. Natürlich gerät er dadurch in Verdacht, wird inhaftiert, setzt Ehre und Laufbahn aufs Spiel. Warum? Aus welchem Motiv?

Dem forschenden Prälaten, der ihm von der Pflicht jedes Staatsbürgers spricht, bei der Aufklärung eines Verbrechens mitzuwirken, wird die Antwort: „Auch Christus war ein Verbrecher.“ Und das kleine Paradies – „Kinder spielen dort, lernen, Frauen leben – soll ich das alles verraten?“ Nur weil es auf Diebstahl, Raub, Einbruch beruht? „Alle Paradiесе beruhen auf Raub, Diebstahl, Einbruch.“

Vielleicht noch besser als die zuvor besprochenen Aufsätze machen diese beiden Hörspiele das Unbehagen deutlich, das die Lektüre von Böll so oft hinterläßt. Wir spüren ein Mißverhältnis, irgend etwas stimmt nicht.

Sieht man näher zu, so bemerkt man, daß der scheinbare Konflikt in dem ersten Hörspiel überhaupt keiner ist. Was da anspruchsvoll zu einer teilweise larmoyanten Pseudo-Tragik aufgeputzt wird, ist eine Entscheidung, der jedes tragische Moment fehlt. Der junge Künstler ist sich für Reklame, noch dazu offenbar schwindelhafte, zu gut. Also lehnt er konsequent und richtig ab. Aber das wird ausgewalzt und breitgetreten, satirische Pfeile werden verschossen – entweder verschwinden sie im Nebel klischeehafter Vorurteile, oder das Ziel, das sie treffen, ist nur eine Attrappe. Weder zum Problem der Freiheit des Künstlers, noch etwa zu so etwas Konkretem wie der Problematik moderner

Verkaufpsychologie wird Nennenswertes beigesteuert, mögen die gewandt hingeschriebenen Dialoge auch noch so viel Tiefsinn vortäuschen.

Anders liegt der Fall beim zweiten Hörspiel. Da ist ein Konflikt, ein echter Gewissenskonflikt, und die Tatsache, daß er im Grunde nur auf einer Pflichtenkollision beruht, die mit gefestigten und geordneten Wertvorstellungen klar zu bewältigen wäre, nimmt dem Kampf in der Seele des jungen Priesters nichts von seiner Tragik. Denn, schwankend offenbar, welche Werte hier vorrangig seien, muß er, wie er sich auch entscheidet, schuldig werden – vor Gott, vor den Menschen oder vor sich selbst. Aber eben diese innere Auseinandersetzung, die wahrlich Gelegenheit böte zu voller Entfaltung künstlerischer Meisterschaft, sie scheint gar nicht stattzufinden. Wir erfahren jedenfalls nichts davon. „Christus war auch ein Verbrecher“, und: „alle Paradiесе beruhen auf Raub, Diebstahl, Einbruch“ – das ist alles. Der Rest ist Schweigen.

Das ist peinlich, und es entläßt den Hörer oder Leser ratlos. Und so ist es fast bei all den Erzählungen, Hörspielen und Aufsätzen dieses neuen Bandes. Da sind überall so viele richtige Beobachtungen, gescheite Formulierungen – und halbe Wahrheiten. Irgendwie stimmt es immer nicht. Viele Fragen werden, im wahren Sinn des Wortes, angeschnitten – aber eben nur das. Sie werden weder behandelt, noch erhalten wir eine Antwort.

Hinter all dem Aufwand an Gescheitheit, Talent und Kunstfertigkeit steckt im Grunde genommen so gut wie nichts. Man muß es entschieden bedauern, daß ein so begabter Erzähler so geringe Tiefe, so dürftige denkerische Substanz besitzt. Man muß auf diesen Mangel aber einmal deutlich hinweisen. Von einem Schriftsteller, der den Anspruch erhebt, den Zeitgenossen „die Wirklichkeit“ zu zeigen, muß mehr erwartet werden als eine, wenn auch künstlerisch noch so routinierte, bare Spiegelung des allgemeinen Unbehagens an der Zeit.

Hans Bernhard Schmid